

Erstens gibt es nach meiner Auffassung keinen überzeugenden Grund, und das habe ich auch damals schon erwähnt, aber nicht in die neun Punkte aufgenommen, warum die Beteiligung des Bundes sich ausschließlich auf Einrichtungen in den neuen Bundesländern erstrecken sollte. Die großen KZ-Gedenkstätten Bergen-Belsen, Dachau, Neuengamme, die Stätten der Euthanasiemorde, große Kriegsgefangenenlager und anderes mehr fallen auch in den alten Bundesländern unter eine gesamtstaatliche Verantwortung und sollten deshalb gleichberechtigt in das Förderprogramm einbezogen werden.

Zweitens, die Gedenkstättenlandschaft der Bundesrepublik ist durch eine große Zahl von mittleren und kleinen, kleineren Einrichtungen charakterisiert, insgesamt deutlich über 50 Einrichtungen, die als solche organisiert und mehr oder weniger etabliert sind, auch über eigene Mitarbeiter verfügen. Sie befinden sich in unterschiedlicher Trägerschaft, unterstützt von den jeweiligen kommunalen Einrichtungen und den Ländern, in Einzelfällen auch durch den Bund. Diese dezentrale Struktur hat sich insgesamt sehr bewährt, weil sie sehr unterschiedliche Organisationsformen zuläßt und ein Maximum an Bürgerengagement ermöglicht. Von jeder Zentralisierungstendenz ist daher entschieden abzuraten, zumal die Koordinierungsaufgaben mit großem Erfolg vom Gedenkstättenreferat der Stiftung Topographie des Terrors bundesweit und darüber hinaus wahrgenommen werden. Ein „Gedenkstättenrundbrief“ erscheint sechsmal jährlich. Aus dieser Koordinierungsarbeit erwächst der Vorschlag, diese kleinen und mittleren Gedenkstätten dadurch wirkungsvoll zu unterstützen, daß beim Bundesinnenministerium ein Fonds zur Unterstützung der lokalen und regionalen Gedenkstättenarbeit in den alten und neuen Bundesländern geschaffen wird, für den jährlich ca. 5 Millionen DM zur Verfügung stehen sollten. Diese Mittel sollen unter der Voraussetzung vergeben werden, daß eine wesentliche Beteiligung an den Projekten vor Ort erfolgt, durch die Gemeinde, den Kreis, das Land, private Geldgeber. Zweckmäßig wäre die Einrichtung eines Beirates aus Wissenschaftlern und Gedenkstättenfachleuten. Mit relativ geringen Mitteln wären auf diese Weise Investitionen und andere Programme möglich, die die Möglichkeiten der lokalen Geldgeber übersteigen, während andererseits durch die Notwendigkeit einer finanziellen Beteiligung an den vom Bund zu unterstützenden Projekten zusätzliche Finanzmittel auf der lokalen und regionalen Ebene mobilisiert werden würden. Damit würde die vielgliedrige Gedenkstättenlandschaft in der Bundesrepublik gestützt und weiterentwickelt, die seit längerem die Aufmerksamkeit und den Respekt auch vieler internationaler Beobachter auf sich gezogen hat.

Meine allerletzte Bemerkung: Der Haushaltsausschuß des Bundestages hat am 24. März 1993 beschlossen, daß die Beteiligung des Bundes an den geförderten Einrichtungen nach zehn Jahren zu überprüfen sei. Es sollte, nach meiner Überzeugung, mit Nachdruck darauf hingewirkt werden, daß diese Bestimmung nicht als eine grundsätzliche Befristung der Beteiligung des Bundes, sondern als eine Prüfung im Einzelfall interpretiert wird. Die betroffenen Einrichtungen brauchen eine Planungssicherheit auch über das Jahr 2004 hinaus.

Gesprächsleiter Prof. Dr. Bernd Faulenbach: Vielen Dank. Es folgt jetzt ein Referat von Professor Dr. Hermann Schäfer über Geschichtsbilder und Geschichtsvermittlung in historischen Museen. Das ist ein Fragenbereich, der gewisse Berührungspunkte aufweist mit dem, was wir hier angesprochen haben, aber in mancher Beziehung geht er natürlich auch über das hier eben Angesprochene deutlich hinaus. Darf ich zunächst Herrn Schäfer bitten. Wir werden dann über beide Dinge gemeinsam diskutieren.

Prof. Dr. Hermann Schäfer: Herr Vorsitzender, meine Damen und Herren, vielen Dank für diese Einladung. Sie haben mich gebeten, über Geschichtsbilder und Geschichtsvermittlung in historischen Museen zu berichten und dabei insbesondere auf die Erfahrungen im „Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland“ einzugehen, und das werde ich in einem ersten Teil gerne tun. Und Sie haben mich gebeten, in einem zweiten Teil auf unsere Erfahrungen und unser Konzept Leipzig betreffend einzugehen.

Ich kann auf die Erfahrungen, die ich dreieinhalb Jahre nach der Eröffnung für Bonn zusammenfasse, in 15 Punkten eingehen, und will das kursorisch tun, da Ihnen draußen auch das Manuskript in vervielfältigter Form zur Verfügung steht.

Erstens, und das ist eine Ausgangsfeststellung: Die Museen befinden sich in einem direkten Konkurrenzverhältnis zur expandierenden Freizeitindustrie. Unsere Lebensgewohnheiten haben sich sehr verändert, und wenn wir Besucher gewinnen wollen, müssen wir uns dieser Konkurrenz stellen.

Zweitens, ich unterscheide darum zwischen „Museumsmenschen“ und „Alltagsmenschen“. „Museumsmenschen“ gehen sowieso ins Museum, „Alltagsmenschen“ muß man in die Museen locken und dementsprechend mehr Anstrengungen unternehmen. Ausstellungen sind für alle da.

Drittens, hieraus ergibt sich schon eine Notwendigkeit zur Besucherorientierung, wie sie aus meiner Sicht längst noch nicht ernst genug genommen wird. Die Museen müssen sich auch als kultureller Dienstleister verstehen, und das bedeutet auch, daß sie z. B. auch ganz gezielt audiovisuelle Medien einsetzen und interaktive Dialogsysteme zur Verfügung stellen müssen, weil dies den Besucher aus seiner passiv-rezeptiven Rolle in eine aktive Rolle bringt. Er wird so vom Besucher zum Benutzer. Keine Bibliothek spricht von ihren Besuchern, sie sprechen von ihren Benutzern. Und auch die Museen könnten dieses tun, wenn sie die Besucher aktiver machen. Ich erinnere in diesem Zusammenhang gern an ein chinesisches Sprichwort, das lautet: „Ich höre und ich vergesse, ich sehe und ich erinnere mich, ich tue es und ich verstehe.“ Diejenigen von Ihnen, die das Haus der Geschichte mal erlebt haben, wissen, was wir damit meinen, das sind unsere touch-screen Systeme, und das sind auch die klassischen Blättersysteme, neudeutsch auch „flipchart“ genannt.

Viertens, die Kernkompetenz der Museen verlagert sich von der Wissensvermittlung auf die Fähigkeit zur Kommunikation. Und sie können eine Brückenfunktion übernehmen in der Wissensvermittlung. Die meisten von Ihnen wer-